



Lemke:

Mein fabulöser Jazz-Alltag

Folge 1: Arbeitsplatz

Von Kathrin Lemke. Neulich habe ich wieder mal etwas komponiert. Ich lag ausgestreckt in meinem Morgenmantel auf dem Diwan. Eine Idee jagte die nächste, und ich diktierte alles meinem Adlatus, der voll Begeisterung Note um Note beflissen zu Papier brachte. Nach einem kurzen Gabelfrühstück sah ich die Post durch, besprach mit dem Koch die Speisenfolge für das Dinner und ließ mir danach die Komposition bei einem Gläschen Veuve Cliquot von meiner Hauskapelle vorspielen. Eine kurze Schelte an den Adlatus – »Takt 87: pianissimo, nicht piano!« – und es war getan. Interviewanfragen für das nächste halbe Jahr koordinieren, GEMA-Einnahmen an gemeinnützige Stiftungen spenden und mir dann mein Saxofon reichen lassen, um ein halbes Stündchen zu brillieren. Doch nein: So war es nicht! So ist es nicht gewesen.

Neulich habe ich wieder mal etwas komponiert. Ich saß in meiner Ein-Zimmer-Wohnung auf dem Holzschemel. Zu meiner Rechten das Pianoforte, übersät mit Notenblättern meiner Skizzen, die ich abends bei Kerzenlicht verfertigt hatte. Zu meiner Linken der Schreibtisch mit ungeöffneten Rechnungen, vollen Aschenbechern und leeren Flaschen. In meinem Rücken das Lotterbett. Meine männliche Muse lag darauf und inspirierte mich in einem fort. Ich ließ mich durch nichts stören. Nicht durch das undichte Dach, durch das der Regen tropfte, und nicht durch den Lärm der U-Bahn, die an meinem Fenster vorbeifuhr. Wie besessen arbeitete ich Stunde um Stunde an meinem Oeuvre. Mein karges Mahl beschränkte sich auf eine Steckrübensuppe. Danach ging es weiter, die ganze Nacht, bis der Tag hereinbrach.

Doch aber nein: Auch so ist's nicht. Auch so ist's nicht gewesen. Ich sage es jetzt und hier: Nie habe ich monatelang unter einer Brücke geübt. Und nie mit einer Holzflöte zu nordischem Schafsklang gespielt. Wenn ich ehrlich bin, inspiriert mich die Natur, irgendwelches Grün mit irgendwelcher Weite, nie dazu, etwas zu komponieren. Ich bin dann ehrlich gesagt froh, dass endlich mal Ruhe ist.

Neulich – und das stimmt jetzt wirklich – habe ich einen Film über das Leben von Cole Porter gesehen, ein sogenanntes Biopic. Die Sex-Inspirations-Szene war dann so: Er ist mit der Frau fertig, rollt sich zur Seite und ruft: »Ich hab's!« Auf dem Nachttisch natürlich Notenpapier – und zack!: Superkomposition.

Natürlich ist wieder mal alles ganz banal. Biopic Kathrin Lemke: »Hm, ich will wieder mal was schreiben. Setz ich mich mal ans Klavier und probier aus. Nee, das nicht, das auch nicht, aber ... ja, das!« Dazwischen ein Kaffee, mal abwaschen, mal aufräumen. Und irgendwie wird's dann fertig. Die männliche Muse hat nullstens Lust, währenddessen rumzuräkeln, und das Ganze fühlt sich so gar nicht nach Genie und Geistesblitz an. Egal. Wenn's was ist, ist's was. Kompatibel höchstens für so ein Echtzeit-Fassbinder-Quäl-Kino. Was ja auch was hätte. Andy Warhol hat mal die Idee propagiert, langweilige Filme zu zeigen. Dann kämen die Zuschauer miteinander ins Gespräch. Aber will man das? Sich mit dem langweiligen Sitznachbarn unterhalten?

Also alles ganz anders. In meinen Lieblingsjazzclub gehen – ich sag nur: Marianne (wer je mit Marianne, der Chefin, drank, weiß, welche Marianne). Sich nicht mit dem Sitznachbarn unterhalten, da die Kompositionen, die vorn gespielt werden, gefallen. Und dann danach mit Marianne trinken. Und überlegen: Wie schreibt die das bloß? Bestimmt auf einem Holzschemel. Oder nein: auf einem Diwan!